

Der tapfere Schneider

Jan Suchy hat sich als Herrenmaßschneider ausgerechnet im nicht sehr wohlhabenden Leipzig niedergelassen – mit großem Erfolg

Um ein Haar wäre ich Klempner geworden und nicht Herrenmaßschneider“, sagt Jan Suchy und schaut ungläubig auf seine feingliedrigen Hände. Als er zu DDR-Zeiten in Leipzig eine Ausbildungsstelle in seinem Wunschberuf suchte, bot man ihm stattdessen eine Stelle als Spengler an, das sei schließlich auch ein Handwerk. „Das nannte man berufsgelenkt“, sagt Suchy und schüttelt noch heute den Kopf darüber. Durch Zufall erhielt er doch noch den gewünschten Platz und begann kurz vor dem Zusammenbruch der DDR seine Ausbildung zum Herrenschneider. Bereut hat er den Schritt nicht, auch wenn es ein steiniger Weg war.

Die Gründer

Das „Dienstleistungskombinat“ löste sich nach der Wende auf, bevor er seine Ausbildung abgeschlossen hatte. Die private Modeschule Halle übernahm zwar die mitteldeutschen Lehrlinge, brachte ihnen aber, wie sich Suchy bitter erinnert, kaum etwas bei. Nur weil der gebürtige Leipziger seine Kenntnisse im Selbststudium vertiefte, konnte er die Gesellenprüfung 1992 abschließen, als Bester seines Jahrgangs. Heute ist der Fünfunddreißigjährige der Inhaber der einzigen Herrenmaßschneiderei in Leipzig – und kann sich vor Aufträgen nicht retten. „Ich könnte locker ein, zwei Gesellen einstellen, aber ich finde niemanden“, sagt der hochgewachsene junge Mann in dem – natürlich – perfekt sitzenden Anzug.

Ein erster Versuch, selbst auszubilden, schlug fehl, als der Lehrling das Handtuch warf. „Viele verstehen nicht, dass es am Anfang dazugehört, sich die Finger wund zu stechen“, sagt Suchy. Jetzt beschäftigt er wieder einen Lehrling und hofft, dass die junge Dame durchhält. Die meisten Interessenten verwechselten den Beruf mit dem eines Modeschöpfers, was möglicherweise für die Damenschneiderei gelte, nicht aber für das Herrenfach. „Wir sind keine Künstler, sondern Handwerker.“ Tatsächlich spricht Suchy von „Produkten“, wenn er die schönen teuren Stoffe zeigt, oder davon, dass er einen Anzug „baut“.



Jan Suchy

Foto Matthias Lödecke

Ein weiterer Grund für das geringe Interesse am Schneiderberuf selbst in einer derart von Arbeitslosigkeit und Lehrstellenmangel gezeichneten Region wie Leipzig ist das niedrige Einkommen. Die Lehrlingsbezüge zählen zu den geringsten aller Gewerke. Gesellen und Meister zieht es entweder in die besser zahlenden Städte wie München oder an die Schneiderwerkstätten der großen Theater.

Auch Suchy ging diesen Weg. Nach dem Wehrdienst bekam er seine erste Stelle im Landestheater Detmold. „Dort habe ich falsche Bäume in Kostüme genäht oder Anzüge aus Papier gefertigt, was den Regisseuren so einfiel.“ Doch die Arbeit stellte den Perfektionisten nicht zufrieden.

„Am Theater sind viele Nähte innen offen, damit man sie schnell ändern kann, das widerstrebt mir.“ In der Oper Hannover, an die Suchy Mitte der neunziger Jahre wechselte, war das nicht anders. Doch unter den sage und schreibe einhundert Mitarbeitern der Kostümabteilung traf er auf manchen erfahrenen Gewandmeister, von dem er viel lernte. „Das A und O im Maßschneiderhandwerk ist es, sich etwas abzuschauen.“

Den Kontakt zu Leipzig verlor Suchy nie, so dass er die Aufbruchstimmung in seiner Stadt ebenso mitbekam wie die ambitionierten und oft gut betuchten Aufbauhelfer und Glücksritter, die es dorthin verschlug. Erst baten ihn einige Bekann-

te, Maßanzüge für sie zu nähen, dann fremde Kunden. Endlich konnte er die Kleidung schneiden, die ihm lag: Herrenanzüge aus feinem, meist dunklem Tuch. Da auch die Bezahlung stimmte, entschied Suchy, sich in Leipzig selbständig zu machen. Um das ohne Meisterbrief zu dürfen, erwirkte er eine Sondergenehmigung. Die Meisters Ausbildung holte er später in Dresden nach.

Sein Nachteil war, dass er seine erste Schneiderwerkstatt mitten in Leipzigs Abschwung hinein eröffnete. Der Wohnungsbau stockte, die Preise verfielen, Banken, Versicherungen und andere Dienstleister schlossen ihre Tore, manch wohlhabender Westdeutscher kehrte zu-

rück in die Heimat. „Die Goldgräberstimmung war vorbei, die Leute hatten kein Geld mehr für feine Kleidung“, erinnert sich Suchy. Eine verlässliche Klientel blieben die Advokaten („Jetzt kamen aber mehr Insolvenzanwälte“) und die Stammkunden. „Wer einmal einen Maßanzug getragen hat, will immer einen“, sagt Suchy und geht so weit, der Stangenkleidung den Namen abzusprechen: Neukunden bezirzt er damit, dass sie sich in ihrem „ersten Anzug“ besonders wohl fühlen werden.

Heute sei die Lage in Leipzig wieder besser, findet Suchy, vor allem aber habe das Qualitätsbewusstsein zugenommen. „Premium ist in. Die Stadt könnte locker weitere Maßschneider ernähren, einen Hemdenschneider und einen Schuhmacher.“ Auch näht Suchy immer öfter „schwarz“, wie er sagt, was nichts Illegales ist, sondern kleine und große Abendanzüge bezeichnet, also Smoking und Frack. „Der Dresdner Opernball ist ein großer Gewinn“, schwärmt der Ästhet. „Jeder Mann sieht im Frack gleich viel besser aus, und auch für seinen Schneider ist das ein Höhepunkt.“

Suchys Geschäfte laufen heute wieder so gut, dass seine Kunden bis zu ein halbes Jahr auf ihren edlen Zwirn warten müssen. Sicher ist Suchy auch deshalb so begehrt, weil seine Schnitte kaum die Hälfte dessen kosten, was mancher Maßschneider in Süddeutschland verlangt – ganz zu schweigen von den Londoner Kollegen. Jacke und Hose aus Wolle der Qualitätsstufe Super 150 sind in Leipzig für etwa 1200 bis 1500 Euro zu bekommen. Bei den noch besseren Tüchern sind 4000 oder 5000 Euro möglich. Den Preisunterschied bestimmt die Stoffqualität, denn der Arbeitseinsatz ist im Wesentlichen gleich. In jedem Anzug stecken etwa 36 Meisterstunden. Jede Hose besteht aus 30 Teilen, jede Jacke sogar aus 70.

Entscheidend ist für Suchy, dass man den Aufwand nicht sieht – etwa dass der rechte Ärmel meist gestreckter ausfällt, weil der Arm vom Tragen etwas länger ist. „Ein Anzug muss aussehen wie angeboren. Man darf über ihn gar nicht groß nachdenken: weder der, der ihn trägt, noch der, der ihn sieht.“

CHRISTIAN GEINITZ